

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Manchmal,“ fing Peter Wroblewski wieder an, „ist es sonderbar. Man spricht heute abend noch mit jemand und geht weg und sagt: „Auf Wiedersehn,“ und kommt man morgen, so ist er verschwunden, unauffindbar. Eine merkwürdige Sache. Dabei kann man beschwören, daß man „Auf Wiedersehn“ gesagt hat, und der andere hat dasselbe gesagt.“

Jäh blieb Michael Laszkowicz vor ihm stehen.

„Es kommt vor, Freundchen, warum nicht? Jedoch, wenn ein Kind tot liegt, wer soll das Kind begraben, das einzige, das man hat?“

„O, o!“ erwiderte der Gendarm aufgeregt, „ich erinnere mich eines Falles, verstehst du, als Beispiel: Da haben es Freunde getan, und so feierlich, wie es der Vater nicht besser hätte besorgen können. Sarg, Kränze, Lichter, auch der Propst war dabei. Fast hätte ich gesagt, auch Jahnen. Nun, solch ein Fall passiert.“

Ein langes Schweigen. Tapp, tapp, schritt der Schmied auf und nieder.

„Es ist gut,“ sagte er dann. „Gib mir die Hand, Bruderherz. Aber ich, nun, ich werde den Juschu selber begraben, an seinem Sarge werde ich stehen, mag kommen, was will. Man muß auch das Schwerste ertragen, du hast selbst vorhin so gesprochen!“

Ein halb unterdrücktes Stöhnen. Peter Wroblewski erhob sich geräuschvoll. Fast heftig, zwischen den einzelnen Sätzen schlüpfend, sagte er: „Wer redet von mir? Pflia krew, kein Wort! Ein Beispiel hab' ich erzählt, nichts hab' ich gesprochen. Du natürlich, du wirst beim Begräbnis sein. Warum solltest du nicht? War ich denn bei dir? Woher weiß ich denn, daß du da bist? Die Leiche wollte ich sehen, man ist neugierig!“ Stöhnend setzte er den Helm auf und stand ein Weilchen mit gebeugtem Haupte.

„Auf Wiedersehn, Michael Laszkowicz. Ich sage: Auf Wiedersehn!“

„Gott schütze dich, Peter Wroblewski!“ —

Am andern Tage bestellte der Schmied alles Nötige fürs Begräbnis. Der Tischler nahm Maß zum Sarge. Zwei Leute schaufelten das Grab. Nasgora hatte selbst einen kleinen Kirchhof für die ärmeren Leute. Die sich ein wenig besser vorkamen, ließen den Sarg meist nach Breschen bringen und auf dem dortigen Kirchhof bei Glodengeläute beisetzen. Juschu Laszkowicz jedoch sollte in der Dorfgemarkung liegen, für die er seine Madonna geschnitten hatte. Deshalb machte sich Michael Laszkowicz nachmittags nach Breschen auf, um den Propst zu bestellen. Er ging in schweren Gedanken. Dieser und jener hatte ihn vormittags angesprochen. Ohne eine Frage zu tun, hatte er erfahren, daß er dem Baron nur

den Arm zerschmettert hatte. Es war gut so. Ein Krüppel sein Junge, ein Krüppel der Schlossherr. Die Rache war genommen, sie waren quitt.

Um dieselbe Zeit, da Michael Laszkowicz nach Breschen ging, patrouillierte Peter Wroblewski auf Straktowo zu. Er hätte es bleiben lassen können: seit das Militär alles besetzt hielt, gab es wenig zu tun. Aber heute hätte außerdem der ärgste Bagabund an ihm vorbeikommen können. Hartnäckig hielt der Gendarm die Augen auf die Erde gerichtet. Er hatte heute einen Auftrag bekommen, heute früh. Was nützte das Bitten? Pflicht war Pflicht. Und morgen war Juschus Begräbnis. Er stöhnte, wenn er daran dachte.

Das Begräbnis war feierlich. Der Propst kam pünktlich angefahren. Ein paar Kränze bedekten den Sarg. Zuletzt ward noch einer gebracht aus dem Schlosse. Von Hanna von Grafnid war er geschickt.

Einen Augenblick richtete sich der Schmied zu seiner vollen Höhe auf. Einen Augenblick wollte er den kostbaren Kranz in Stücke reißen und die Stücke dem Boten wieder mitgeben. Dann neigte er sein Haupt. Wortlos nahm er das Gewinde und legte es auf den einfachen, gelb gestrichenen Sarg.

Das Begräbnis war bald zu Ende; der Propst fuhr ab; die Leute gingen in Gruppen nach Hause. Nur wenige standen noch in der Nähe des Grabes: Pani Jadwiga Wroblewska, die heftige Spägin, schwagte mit einer Nachbarin und schielte dabei zu ihrem Manne hin, der ein paar Schritte hinter dem Schmied stand und von einem Fuß auf den andern trat.

Die Pani hatte eine feine Nase; sie roch etwas. Aber es dauerte lange.

„He, Peter, mein Hähndchen, kommst du?“

Das Trompetensignal ließ ihn auffahren. Aber plötzlich trat er näher und sagte kurz: „Mach', daß du nach Haus kommst, meine Liebe, ich ersuche dich darum!“

Die heftige Spägin ward flammend rot. Schon wollte sie loschniettern, als sie gerade noch daran dachte, daß der Kirchhof kein Ort dazu sei. Mit einem vielversprechenden Blick auf ihren Mann drehte sie sich also um und schritt mit der Nachbarin den übrigen nach. Der Fußgendarin holte tief Atem. Seine linke Hand steckte ganz unvorschriftsmäßig in der Tasche und zerknitterte dort etwas. Jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht entwichen. Da drehte sich Michael Laszkowicz um; er wollte jetzt auch nach Haus gehen.

„Sieh' da,“ nickte er, „bist du noch hier? Nun ja, ja, da liegt er jetzt! Immer habe ich daran denken müssen, wie er heute nacht frieren wird, oer Juschu. Bei Gott, solche dummen Gedanken!“

„Man muß das Schwerste“ — Peter Wroblewski kam nicht zu Ende. Erstaunt blickte der Schmied auf. Und plötzlich riß der Gendarm ein Papier aus der Tasche, das er zerknüllt hatte.

„Bruderherz, hier hab' ich, hier hab' ich — nun, lies es durch! Was sagst du?“

Seine Augen waren starr und aufgerissen, als wollte er mit Gewalt etwas zurückhalten. Er drehte sich auf dem Absatz um und blickte in die Ferne. Michael Vaskowicz las. Er war nicht besonders gelehrt und hatte allezeit mit dem Hammer besser umgehen können als mit den Schreibereien. So buchstabierte er sich Wort für Wort zusammen. Dann ließ er das Blatt sinken. Der Wind fuhr über den Kirchhof, aber das neue Grab und die alten. Peter Wroblewski fühlte den Wind nicht. Er hatte einen sündigen Gedanken, den er nie gehabt. Manchmal ist unten besser wie oben, dachte er.

Da hörte er die Stimme des Schmiedes. Sie war ruhig. „Nun also, was ist da zu reden? Es muß wohl so sein! Und wenn ich beim Blasebalg gestanden habe, und du bist gekommen, habe ich auch nicht gedacht, daß du mich mal abführen wirst!“

Der Gendarm biß die Zähne zusammen, um keinen Laut von sich zu geben. Hätte Michael Vaskowicz geflücht wie früher, getobt, gebrüllt, es wäre ja besser gewesen. Aber so! Steif schritt der Gendarm neben seinem besten Freunde her.

„Wenn es ginge, ich möchte noch einmal nach Hause. Du verstehst: man muß doch abschließen. Es dauert nicht lange. Kann es sein?“

Peter nickte stumm. Erst nach einer Weile sagte er: „Dann erwarte ich dich vor dem Dorfe. Beim Marienbild. Braucht keiner was zu sehen!“

Und schnell, damit der andere nicht widerspreche, trennte er sich von ihm.

„Auf Wiedersehn, Bruderherz!“ rief er ihm noch nach. Aber der Schmied verstand auch diesmal nicht oder wollte nicht verstehen. Eine halbe Stunde später traf er richtig bei der heiligen Jungfrau auf dem Weidenbaum ein. Er nahm, wie immer, die Mühe davor ab und sah die Gottesmutter an. Sie war während der Wochen, wo er sie nicht gesehen, nicht häßlicher geworden.

„Die neue ist fertig, Peter Wroblewski,“ sagte er. „Man wollte sie aufstellen. Mir aber ist weh ums Herz. Diese hier ist alt geworden mit mir. Und hat sie auch zugelassen, daß Zischu ein Krüppel geworden und gestorben ist und all das andre, ich kenne sie doch, und sie kennt mich. Laß sie stehen, Freundchen. Vielleicht, wenn ich herauskomme aus dem Gefängnis, weißt du! Dann wird Polen schon frei sein. Und wenn ich da sterbe, dann stellt die neue Madonna auf dem Weidenbaum, für die Jungen; für die Alten tut's die alte auch.“

Sie gingen die Chaussee nebeneinander nach Breschen. Keiner sprach mehr.

Peter Wroblewski sah wieder auf die Steine. Ohne die Rippen zu regen, sagte er immer nur zu sich: „Meinen besten Freund!“

Und er spürte aus vor der Welt, vor sich, vor dem ganzen Leben. Plötzlich ward er unsicher. Der Wald trat näher an die Chaussee heran. Man brauchte nur über ein paar Felber weg, und man war drinnen. Ein Kätnerhaus, ärmlich, schmutzig, lag gerade hier am Straßenrand.

„Nun höre, da fällt mir ein,“ sagte er stammelnd, „ich habe hier noch eine kurze Besorgung im Haus, eine Nachfrage. Wenn die Leute zehnmal gemahnt werden, sie folgen der Obrigkeit nicht. Ich aber bin sehr streng. Wenn du vorkommst, gehst du mit.“

Ueber und über rot, nickte er und lief fast nach dem Kätnerhaus hinüber. Mechanisch schritt der Schmied weiter. Da war der Wald. Ein paar Sprünge, und er war geborgen. Er tat sich und dem Gendarmen einen Gefallen, wenn er's hätte. Peter Wroblewski würde eine Straße bekommen. Er aber konnte sich über die Grenze retten und mit den Brüdern fliehen. Unschlüssig stand er da. Mit Zischu, das hatte ihm doch einen Stoß verfehlt. Er war nicht mehr der Ungebeugte, Kiefenstarke. Aber wenn er wieder kämpfen konnte —!

Da tauchte plötzlich am Waldsaum ein Mann auf. Ein Blick auf die Chaussee. Er kam rasch herüber.

„Kuba Borodnik!“ schrie der Schmied auf.

„Bin's, bin's! Ist die Straße frei? Immer durch die Wälder durch bin ich gelaufen, so komm' ich von Breschen. Wer will mir was tun. Kame ich von der Grenze, müßte ich von der andern Seite kommen.“

„Und warum bist du hier? Nach dem Siege? Wo sind die Unseren?“

„Nimm einen Schlud vorher, besser ist besser! Ich habe dir gesagt, bald ist die Reihe an diesem, bald an —“

In diesem Augenblick tauchte die Helmspitze des Gendar-

men auf. Mit einem Fluch sprang Kuba Borodnik über die Lecker dahin.

„Neb!“ rief ihm Michael Vaskowicz nach.

Er hörte nicht. Eine Minute später war er im Walde verschwunden. Langsam kam Peter Wroblewski näher.

„Da bist du ja! Bist nicht weit gegangen!“ Der Schmerz prägte sich in seinem Gesicht aus.

Schweigend, fast gebückt, ging der Schmied neben ihm. „Ich will nun die Freiheit nicht mehr!“ sagte er still.

„Es tut mir weh um die Welt!“ Er sprach kein Wort mehr bis zu seiner Einlieferung ins Gefängnis des Kreisgerichts. Nur die Hand gab er dem, der ihn abgeführt.

Wie der Gendarm zurückkam, wußte er nicht. Aber kaum hatte er die Tür seines Häuschens geöffnet, als die Trompetenstimme, die nur darauf gewartet hatte, zu schmettern begann.

„Bist du da, Hähnchen? Magst mir noch unter die Augen zu treten? Wo du Schandmaul mir auf dem Kirchhof — Pflia freu, ich will dir zeigen, ich will's dir eintränken!“

„Ruhe!“ sagte Peter Wroblewski. Er nahm mechanisch den Helm ab, hing das Gewehr am Riemen auf.

„Ruhe, Ruhe! Warst du ruhig auf dem Kirchhof? Warum sollte ich weg? Warum sollte ich nicht zusehen, wie du deinen Freund und Saufbruder ins Kittchen führst? Schöne Freunde, ha, das ganze Dorf —“

„Weibsstüd!“ Ein rauher, gurgelnder Laut. Uebermann von Wut und zornigem Schmerz, sprang er wie ein Rasender auf sie zu, packte sie, daß sie ausschrie, hob sie hoch, schüttelte sie mit furchtbarer Gewalt.

„Weibsstüd!“ Kein Wort weiter. Aber es hieß: Wenn du noch eine Silbe redest, erwürg' ich dich!

Sein mißhandeltes Herz schrie. Das Schreckliche, was er heute erlitten auf dem qualvollsten Gange seines Lebens, schaffte sich einen Ausweg. Und während er mit Wut- und wehverzerrtem Gesicht in das der Frau blickte, die er noch immer wie eine Feder hochhielt und grimmig schüttelte, ließen ihm schwer ein paar Tränen aus den krampfhaft geöffneten Augen.

Die heftige Spägin heulte, zu Tode erschrocken, dann bat sie, flehte sie. Er hatte gepackt, als wollte er ihr die Arme zerbreden. War das ihr Mann, der sonst schon an ihr vorbeischielt?

Die Spannung ließ nach. Er setzte das Weib auf den Boden. Wie ein geschlagener Hund stolzte die Pani Jadwiga in eine Ecke. Auf und ab, auf und ab, mit leuchtender Brust, ging der Fußgänger. „Raus!“ kommandierte er dann. Mit leisem Wimmern machte seine Frau, daß sie ins Schlafgemach kam. Dort weinte sie noch lange. Peter Wroblewski hörte es gar nicht. Er starrete in die Nacht. Sein Hauskreuz hatte er heute gezähmt. Er war nicht froh darüber. Er dachte nicht einmal daran.

(Fortsetzung folgt.)

Don der Schönheit unserer Heimat.

Von Regierungsbaumeister Seeger.

(Fortsetzung.)

Wenn wir an den Ufern der Bahn nach alterwürdigen Bauwerken umschau halten, so ragen aus der Menge das Schöne drei Kirchen hoch empor: St. Elisabeth in Marburg und die Dome in Weylar und Limburg.

Es gibt in Deutschland kaum noch ein mittelalterliches Städtebild, in dem eine Kirche so königlich stolz als Krone eines herrlichen Landschaftsbildes thront, als der Limburger Dom auf seinem steilen Bahnhofsberge. Von der alten Brücke gesehen, spiegelt der Fluß in wundervoller Harmonie den siebentürmigen Kirchenbau; ein Bild, in dem Natur und Kunst so miteinander verwoben sind, daß man sich erst bestimmen muß; das hat ein Menschenhirn vor 650 Jahren komponiert, da hat ein Künstler die Natur, in ihrer Schönheit sie steigend, sich untertan gemacht.

Was sagt uns nun die Kunstwissenschaft über diesen Bau? Noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist er entstanden. Es war die Zeit der auf der Höhe der Entwicklung angekommenen romanischen Kunst, die aus Nord-Frankreich die ersten gotischen Anregungen empfing. Hier in Limburg trat die neue Konstruktionsweise mit der altbewährten Ueberlieferung befruchtend zusammen. Uebergangsstil hat man diese Kunst getauft.

Worin besteht nun ihr eigentliches Wesen? Die romanische Kunst hatte es gelernt, das Hochschiff, wie die Seitenschiffe mit steinernen Gewölben zu überspannen. Hier in Limburg hat man dieses Gewölbe schon so gemeistert, daß man in sechsseitige Gewölbe tragende Rippen einbaute und der Gewölbelast durch sie den Weg zum tragenden Pfeiler wies. Also nicht die ganze Außenwand wurde durch die steinerne Decke belastet, sondern nur einzelne aus-

gewählte Bausteine, die man durch Pfeiler verstärkte. So treten hier zum erstenmal, kaum über die Dächer der Seitenschiffe sich erhebend, Strebebögen auf, die von der Hochschiffmauer die bedrückende Gewölbelaft durch feinerne Brücken (Schwübbogen) über die Seitenschiffe hinweg zur Außenmauer und ihren Pfeilerverstärkungen leiten. Fürwahr ein kühnes Beginnen: drückende Gewölbelaft trägt über die Dächer hinweg dahin zu lenken, wo sie unbedingt aufgefangen werden können. Doch diese Lastverteilung ist eben erst zaghaft gewagt. Der sich entwickelnde Gotik war es vorbehalten, im nächsten Jahrhundert dieses System bis zur Virtuosität auszubauen.

Sinkt sieht Limburg mit seinen Anschauungen noch ganz in der Ueberlieferung der malerisch bewegten rheinisch-romanischen Baukunst. Noch im echt romanischen Sinne ist der mächtige, alle Bräuer überragende Bierungsturm, der als solches Wahrzeichen über dem Schnittpunkt der Lang- und Querschiff-Dächer sich erhebt. Besonders die Choranlage, wenn man vom Osten der Kirche auf schmalen Weg zwischen Gang und Fluß sich nähert, da baut es sich über Kellen, Mauern, Dächern mit wundervoller Steigerung der Massen zu einem Bild ganz seltener Monumentalität auf. Um die Kühnheit dieses Entwurfs zu erfassen, müssen wir im Innenraum einmal Umschau halten, worauf ruht eigentlich dieses mächtige feinerne Achteck des Bierungsturmes? Ja es scheint in der Luft zu schweben, denn unter ihm weitet sich gerade der freiste Raum. Doch es spannen sich hoch oben im Gewölbe von Bogen zu Bogen schräg herübergeschwungene Gewölbegurten, so daß sie zusammen ein Achteck schließen. Auf dieses freischwebende Fundament gründete vor 600 Jahren der Meister seinen Hauptturm! In ihm war dem Künstler, der die Schönheitsform erfand, der Techniker ebenbürtig. Er kannte noch keine Eisenträger, noch Beton, aber seinen kühnen Mauerbogen konnte er vertrauen.

Interessant ist es zu verfolgen, wie an dem Bau die alte Kunsttradition mit der neuen Stilform in inentschiedenem Kampfe ringt, wie die schweren Stockwerkürme trotz aller romanischer Eisener und Rundbogenfriese im letzten Stockwerk mit mächtigen gotischen Fenstern sich öffnen, um dann aber doch vom schweren Falten-Dach der Bildstöcknische abgedeckt zu werden.

So aber ist ein Bauwerk entstanden, das mit seiner Gesamtform, der breitgelagerten Hauptmasse, durchaus im romanischen Kunstgefühl wurzelt, das aber — ob widersprechend oder ingelenkt — die neuen gotischen Erfindungen zu benutzen sucht. Mit sicherem Geschmack sind beide verschmolzen. Der Dom ist in die Landschaft hineingebaut. Stämmen müssen wir den unbekanntem Meister bewundern, der uns ein Bauwerk schuf, das Bilder von höchster malerischer Reize bietet, von welcher Stelle wir es auch betrachten mögen. Einer riesenhaften Majestät gleicht der Bau. Von allen Seiten läßt und doch harmonisch schließt sich seine Umrislinie. Umwandere einmal in einer Mondnacht den Bau, wenn alle Einzelformen im ungewissen Lichte zurücktreten und nur der gewaltige Schattenriss sich gegen den Himmel türmt, um zu ermessen, welche ein Bildhauergerie die Massen formte!

Wandern wir nach Marburg. In der Elisabethen-Kirche lernen wir einen Bau kennen, der nur wenige Jahrzehnte jünger ist als der Limburger Dom und schon ein ganz anderes, völlig gotisches Gebräge trägt. Vier Jahre nach dem Tode der heiligen Elisabeth wurde 1235 die Kirche begonnen und 50 Jahre später eingeweiht. Die Türme allerdings erfordern noch viel Arbeit und werden 1360 als vollendet gemeldet. Wie erklärt sich bei solchen, fast gleichalterigen Bauten, die doch auch räumlich nicht allzuweit voneinander entfernt sind, eine derartige Verschiedenheit der Kunst- und Konstruktionsform?

Die Voraussetzung dafür ist das Streben der damaligen Baukunst nach neuen Formen, höheren Konstruktionen — im geraden Gegensatz zu heute, wo alles öffentliche Bauen zurückhaltend konservativ ist. Im „späteren Mittelalter“ beruhigte man sich keineswegs mit den erreichten noch so großen Erfolgen, sondern suchte immer wieder das Bessere an des Guten Stelle zu setzen. Die modernste Richtung war die allgemeine Lösung.

So hat man in Marburg einen Architekten den Kirchenbau anvertraut, der offenbar in der Welt herumgekommen war und die neuesten bedeutenden Bauten kannte. Von diesen machte er sich alle Erfahrungen zu nutz, aber ohne unmittelbare Anschauung an einzelne Beispiele.

In Köln hatte er den zeitgenössischen Kirchenbau und die alten, wohl noch auf römischen Fundamenten errichteten Gotteshäuser kennen gelernt. An der glänzenden Schönheit der Drei-Choranlagen hatte er sich begeistert. Zu seiner Zeit stand in Köln schon die geheimnisvolle schöne Kirche St. Maria auf dem Kapitol, St. Aposteln und Groß St. Martin waren im Bau. Gemeinsam ist diesen, daß sie nicht nur, wie von altersher üblich, den Altarraum, das Chor als Rundnische oder vielmehr schließen, sondern mit der gleichen reizvollen Form auch die Querschiffe. Es empfängt der Beschauer, wenn er sich im Mittelschiff der Bierung nähert, einen ungemessen malerischen, dabei echt kirchlich-feierlichen Raumeindruck, der an orientalische Kuppelbauten leise gemahnt.

Aber nicht nur diese Feinheiten der Kölner Kirchenbaukunst hatte er in sich verarbeitet. Auch in Westfalen lernte er eine landeseigentliche Konstruktion von besonderem Werte kennen. Dort baute man seit langem schon Hallen-Kirchen. Der Eindruck der Größe und Erbabenheit des Gotteshauses wirkten die Westfalen

zu steigern, indem sie die Seitenschiffe, nicht wie sonst allgemein üblich, nur auf halbe Höhe führten, sondern man ließ sie gleich hoch mit dem Hauptschiffe aufsteigen: die ganze Kirche wandelt sich in eine Riesenhalle, deren Gewölbe von freistehenden Pfeilern getragen in gleicher Höhe über dem ganzen Raume schweben.

Alle diese Eindrücke hatte er in sich geklärt und wollte nun in seinem Werk Drei-Choranlage und Hallenkirche zu einem noch freieren, herrlicheren Raumfolge verbinden. Weiterlich ist es ihm gelungen. Er hatte Phantasie genug, um mit den allermodernsten Konstruktionsmitteln — der in Deutschland erstmalig, sicher und bewußt verwendete Gotik — einen neuartigen Kirchenraum zu schaffen, der künstlerisch verarbeitet das Beste seiner Vorgänger in sich trug. Eine für ewige Zeiten vorbildliche Leistung, wie man der Vergangenheit Kunst zur eigenen Weiterentwicklung gebrauchen kann.

Was Du ererbt von Deinen Vätern Erwirb es, um es zu besitzen.

Der unbekannt Marburger Künstler hat den Sinn dieses 500 Jahre später geprägten Wortes vollumfänglich erfüllt.

Sehen wir uns nun dieses frühgotische Erstlingswerk näher an. Die drei Schiffe des Langhauses sind zwar gleich hoch, jedoch ist das Mittelschiff durch die doppelte Querschiffbreite ausgezeichnet. Auch die Dachform läßt das so im Raum gekennzeichnete Hauptschiff noch durchschlingen, denn nur dieses trägt ein durchlaufendes Dach, während für die Seitenschiffe sich große Dachgauben — der Bahl der Joche entsprechend — vom Hauptdache lösen. Dadurch aber bleibt dem Ganzen das Hierlich-elegante erhalten, das ja die Basilikantentypen auszeichnete, wo auch über dem Hauptschiff ein Hauptdach durchläuft und die niederen Seitenschiffe nur an die Hochwand angelegte Pultdächer bekamen, wie wir es in Limburg sehen. 200 Jahre später, als in spät-gotischer Zeit die Hallenkirchen über alle „große Mode“ wurden, führte man über die ganze Breite der Schiffe hinweg ein gemeinsames Dach hoch, das ungeheure Maße annahm und schwer und beherrschend über dem Baue stand: immer monumental, aber auch oft klobig, brutal. Die frühe Hierlichkeit, ohne Kleinlich zu werden, ist gerade das Wesen der Elisabethenkirche. Sie rindet sich mit den drei Choren, wie sie aus fünf Seiten des Rehnedochs sich schließen, sie läuft mit den Umgängen zwischen den Strebebögen durch, sie steigt mit den nachabgewogenen Stockwerken die Türme hinauf: nirgends ist ein zu viel oder zu wenig.

Allerdings wenn wir an Limburg zurückdenken, so ist die Silhouettenwirkung nicht mehr alleseitig gleichwertig. Das lag nun einmal im Wesen des neuen Stiles, der die Wahrzeichen der Haupttürme als Denkmal des eigenen stolzen Könnens immer höher aufschließen läßt, ohne Rücksicht, ob die reine Seitenansicht der Kirche dadurch etwas Unausgeglichenes, ein Uebergewicht nach der Turmseite bekommt. Der Chor galten neben dem reichen Chor als Hauptgewölbe die ins Unendliche aufstrebenden Westtürme. Dort hält die enge mittelalterliche Straßenführung einen Maß frei, wenn sie auch oft den Bürgerhäusern gestattet, sich bis an die Fensterwand der Seitenschiffe, an die Mänke des Gotteshauses heranzudrängen. Hier in Marburg ist die Lage der Kirche durch ihre alte tiefe Lage nicht eben glücklich, wie auch der freie Raum gerade von den Türmen sehr beschränkt ist. Umso schöner aber gestaltet sich der Blick von dem neuen Straßenzuge, der uns jährrag auf die Choranlage zuführt. Von dort erschließt sich uns das Bild in vollendeter Harmonie, die Türme überragen die Dächer, ohne sie zu erdrücken, die Pfeiler der Rehnedochse stehen in den verschiedensten Stellungen an uns vorüber, und der mächtige Baum vor dem Seitenschiff gibt uns einen vorzüglichen Größenmaßstab. Wenn auch die neueren Bauten in der Kirchenhöhe trotz aller äußerlichen Stilmachung in kein rechtes Verhältnis zu ihrem unerreichten Vorbild kommen können, so öffnet sich dafür manch schöner Blick zwischen den alten, so schlichten Ordensbauten, die um die Chorseite stehen.

Vertreten wir das Innere der Kirche, so sind wir zunächst enttäuscht über die Mähterheit, die uns umfängt. Wer den alten Meister trifft keine Schuld; ich gläube, er drehte sich im Grabe um, wenn er ahnte, wie man seinen Kirchenraum durch den himbeerfarbenen Anstrich entstellte. Weiter ist für die Raumwirkung der lehrerartige Aufbau störend, der das Langhaus von dem Chorbau trennt. Gerade aus den letzten Jochen des Mittelschiffes heraus wäre der Blick nach den 3 Chören besonders eindrucksvoll geworden. So aber müssen wir uns durch eine Pforte im Nebenschiff drängen und kommen feilich in den Nordchor, wo wir tropfenweise die Schönheit genießen, die wir lieber mit einem weiten Blick umfaßt hätten.

Dies kann man überhaupt betrübliche Studien machen, wie der gute Wille bei der letzten Wiederherstellung doch nicht entsetzt ausreichte, um einen befriedigenden Zustand herbeizuführen. Man vergleiche die wundervolle vornehme Farbenpracht der Maßfenster im Mittelchor — es sind noch die mittelalterlichen — mit den trotz aller gewaltigen Baukunst haben Nachbildungen, die auf die feierliche Doppeltreihe der Landgrafen-Sarkophage herunterblicken.

Allein eines werden wir trotz aller nachträglich eingeschickten Mängel doch empfinden: hier war ein Meister am Werke, der in aufsteigenden und zu Bogen sich schwingenden Stein alle konstruktiven Schwierigkeiten des neuen gotischen Stiles nicht nur überwand, sondern sie sich dienstbar machte, um einen Raum

von solch freier Leichtigkeit zu schaffen, daß einem das Gefühl der Schwierigkeit der Herstellung überhaupt nicht kommt. Die Konstruktion ist so gemeinert, daß wir nur Formenschnöbeln sehen. Manche Einzelheit wird den aufmerksamen Beschauer noch erfreuen an Grabmalern und Altarbildern, an uralten Gobelins, wie sie in der Tarratabelle die Wände schmücken, und noch zuletzt der berühmte Säulen, der die Gebeine der heiligen Elisabeth aufzunehmen mit aller Kostbarkeit der Zeit ausgestattet wurde.

Marburg bietet noch viel des Schönen. Und wer die gotische Kirche gesehen, lasse sich oben auf dem Schlosse den nur wenig jüngeren Bruder der Profanbaukunst zeigen, den großen Ritteraal. Es ist doch sehr reich und gegen manche Schnulbühnenwelt, daß gerade in der „kaiserlosen, der schrecklichsten Zeit“ und der sie herausbeschwörenden reichspolitisch so trüben Epoche, hier an der Bahn sich solche Kulturdenkmäler ungehindert entfalten konnten. Wenn auch erst zu Kaiser Nikolaus glücklichen Regierungstagen die Kirche geweiht wurde, so hatte man doch schon Jahrzehnte emsig daran arbeiten können.

(Schluß folgt.)

* Ein neues deutsches Naturschutzgebiet. Ueber ein neues Naturschutzgebiet in Deutschland liegen jetzt zum ersten Mal nähere Angaben nach den Untersuchungen sachverständiger Gelehrter vor. Es handelt sich um das Gebiet der Kerpelapferte, das auf Anregung des Leiters der staatl. Stelle für Naturdenkmalspflege in Preußen, Geh. Rat Conwentz, und des Düsseldorf-Regierungspräsidenten Dr. Kruse von der Stadt Varmen zum Vogelschutzgebiet bestimmt worden war. Innerhalb dieses Gebietes wurden zwei Teile vollkommen unberührt gelassen, die also ein Naturschutzgebiet im besten Sinne darstellen. Da das betreffende Stück Land künstlich bedeutende Umformungen erfahren hat, indem ein Stausee von 155 Hektar Oberfläche gebildet wurde, der die natürliche Entwicklung des angrenzenden Landes merklich verändern muß, stellt das neue Naturschutzgebiet also tatsächlich eine Art terra incognita inmitten Deutschlands dar. Nunmehr wurde die Erforschung dieses Naturschutzgebietes ins Werk gesetzt, das, an dem Stausee gelegen, 2000 Morgen umfaßt und durch eine seit Ende 1914 bestehende Umzäunung vor jeder menschlichen Beeinträchtigung bewahrt ist. Nach den Mitteilungen des St. Hubertus enthält das Gebiet Mischwald mit eingeschleppten Robungen und kleinen Wiesenältern. Vertreten sind Nadelbäume, wie Fichten, Kiefern, Wacholder, Laubbäume, wie Rotbuden, Birken, Eichen, Erle, und auch einzelne Exemplare der Stechpalme. Im Unterholz sind vor allem Hollunder, Schneeball, wilde Rösche und Geißblatt zu nennen. Nach den nunmehr angestellten Untersuchungen sind in dem geschützten Naturschutzgebiet Pflanzen, die im Bergischen Land bereits selten zu werden beginnen, wieder häufiger geworden, so der Siebenstern und der Bärlapp. Das Vorhandensein teilweise abgestorbener Bäume bietet viel Möglichkeiten für höhlenbrütende Vögel, auch für die Insektenwelt sind viele Schlupfwinkel vorhanden. Nach den Untersuchungen durch den Elberfelder Pastor Böhr wird dieses Naturschutzgebiet sich mit der Zeit in ein Vogelparadies von außerordentlichem Reichtum verwandeln. Auch von der noch nicht ganz erforschten niederen Tier- und Pflanzenwelt ist wegen des Moosreichtums viel Gutes zu erwarten. Hinsichtlich der Insekten lauten die Mitteilungen des unterrichtenden Professors Schmidt ebenfalls sehr günstig, so wurde der vorher sehr selten gewordene Spanner wieder in großer Zahl festgestellt. Demnach ist dieses neue Naturschutzgebiet in Deutschland sowohl für die Fauna als auch auf dem Gebiete der Flora als äußerst wertvoll anzusehen.

Ein Knopfmuseum. Daß die Sammlung auch verhältnismäßig kleiner und auf den ersten Blick hin uninteressant erscheinender Gegenstände von mannigfachem kulturgeschichtlichem Wert sein kann, wenn genügend weit zurückreichendes Material vorhanden ist, beweist das Knopfmuseum, das in Prag von dem bekannten österreichischen Knopfindustriellen Heinrich Walbes errichtet wurde. Wie der Begründer selbst im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ ausführlich stellt der von Wissenschaftlern und Museumsfachleuten geprüfte Inhalt des Museums die Ergebnisse langjähriger und sorgfältiger Sammeltätigkeit dar. Das Museum ist der Hauptfach nach in eine kulturhistorische und eine technologische Abteilung gegliedert. In der kulturhistorischen Abteilung sind die verschiedenartigsten Arbeitererschüsse, in der überwiegenden Mehrzahl Knöpfe, vom folkloristischen und historischen Standpunkt gesammelt, so daß die Entwicklung des Knopfes, aus seiner Urform — dem Knoten und Knebel — etappenweise gezeigt wird. Man sieht auch Nadelverschlüsse, aus denen sich die Fibel und im Anschluß hieran die heute überall bekannte Sicherheitsnadel entwickelt hat. Dieser an praktischen Beispielen dargelegten Entwicklungsgeographie ist eine überaus reiche Sammlung der eigentlichen Knöpfe angegliedert. Sie reicht bis in das Jahr 2000 v. Chr. zurück mit altägyptischen Knöpfen, und zeigt darnach in geschichtlicher Reihenfolge die Knöpfe aller in Betracht kommenden Epochen. Die kulturhistorische Abteilung zeigt an Knöpfen und Bildwerken die höchst interessanten Beziehungen zwischen den Arbeitererschüssen und den jeweiligen Moden. Es gibt hier Knöpfe aus den verschiedensten Materialien wie Eisen, Silber,

Gold. Zwei besonders interessante Unterabteilungen zeigen die Trachtenknöpfe und die erotischen Knöpfe; weiterhin sind auch Münzknöpfe, Uniform- und sonstige Berufsknöpfe zu sehen. In der technologischen Abteilung kann man die Herstellungsweise aller Knopfarten lernen, und man erfährt, daß die hierzu verwandten Rohmaterialien sowohl dem Mineralien-, wie dem Pflanzen- und Tierreich entstammen. Dieses in seiner Art ohne Beispiel bestehende Museum bildet also sowohl vom industriellen wie vom kulturhistorischen Standpunkt eine Errungenschaft von nicht zu übersehendem Wert.

Der rechte Mann am rechten Platz. Wie dieser in der Kriegswirtschaft so wichtige Wahlpruch in Frankreich verwirklicht wird, zeigt eine Liste der Abteilungsleiter einer großen französischen Kriegswerkstätte. Der Vorsteher der Maschinenpressen ist ein Konditor, der Vorsteher der Zementabteilung ein Farbenhändler, der Vorsteher der Metallabteilung ein Blumenhändler, der Vorsteher der Bombenabteilung der Besitzer eines Spielzeugbogens und schließlich der Gewaltige in einer Patronenabteilung ein früherer Fahrradbote.

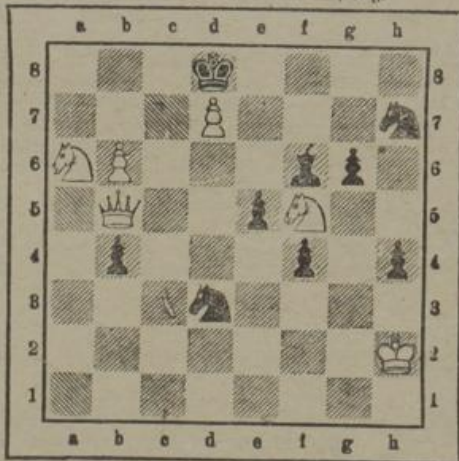
Büchertisch.

— Frith Reuter: Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit. Nr. 8 der „Weltliteratur“, die zum Preise für 10 Mark in jeder Buchhandlung erhältlich ist. Verlag der „Weltliteratur“, München 2, Färbergraben 24.

— Velhagen & Klafings Monatshefte überraschen den Leser auch in dem eben erschienenen Februarhefte durch reichhaltigen und abwechslungsreichen Inhalt. Zuerst ins Auge fällt ein langer, reich illustrierter Aufsatz über das U-Boots-Leben. Wer würde ihn heute nicht zuerst lesen, wo jeden Tag die Zeitungen von den Taten unserer fähigen Unterseeboote berichten. Man verschlingt die launigen Schilderungen des jungen Marineoffiziers in einem Zuge und erlebt die Freuden und Leiden der wackeren Seeleute bewundernd mit. Diese Blaudeckler lesen sich interessant wie ein Roman. Ebenso interessant ist ein Aufsatz von Fedor v. Bobeltitz über den Niedergang des französischen Geistes, der eine kleine Blütenlese der überspannten Hapausbrüche unserer Nachbarn im Westen bringt. Diese zuweilen fast an Wahnsinn streifenden Folgen einer Kriegsvbhchose geben zu denken. Ebenfalls an die Zeit klingt an ein Aufsatz über deutsche Kriegsschamünzen von Geheimrat Menabier, dem Direktor des Berliner Münzkabinetts; man staunt über die große Fülle prächtiger Medaillen, die der Weltkrieg hervorgerufen hat. Der Kunstfreund wird sich einen großen Geldbeutel wünschen, um all diese entzückenden kleinen Kunstwerke kaufen zu können! Noch in einem zweiten reichillustrierten Aufsatz dieser Nummer von Velhagen & Klafings Monatsheften kommt die Kunst zu Worte, und zwar über den eigenartigen Wiener Maler Hans Pellar, der in Darmstadt mit großem Erfolge wirkt. Gehaltvoll und abwechslungsreich sind auch Prof. Seeks Betrachtung über die Gesichtsschreibung als Kunst und Karl Streckers warmblütige Schilderungen aus dem Berliner Theater im dritten Kriegswinter. Die Freunde edler Erzählungskunst endlich werden an den Beiträgen von Julianne Karwath, Ferdinand Künzelmann und Kurt Münzer viele Freude haben.

Schach-Aufgabe.

Von G. Chocholous-Prag.



Weiß.

Weiß steht an und setzt mit dem dritten Zuge matt. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Anagramms in voriger Nummer: Wange — Insel — Leim — Seil — Oberon — Notar. Wilton.